

Ein Arbeiter - bis an sein Lebensende

Es gilt, Abschied zu nehmen von Wilhelm Tkaczyk, der ein Dichter war, ein Mitglied unseres Schriftstellerverbandes und manchem von uns ein persönlicher Freund, ein Genosse. Ein Abschied dieser Art hat etwas Unwiderrufliches, sogar Metaphysisches, denn jener, den wir noch einmal ansprechen wollen, hat sich ja selber längst davongemacht, als wollte er eben diesem Unwirklichen entgehen, das er nicht mochte. *Meine Wolken sind irdisch*, bekannte er noch in seinem letzten Gedichtband, der noch einmal die Schmerzen und Freuden hiesigen Daseins beim Namen nennt. In diesem Buch finden sich Lamentationen, wie wir sie nur aus Heines „Matratzengruft“ kennen, ebenso erschütternd, ebenso voller Trotz gegen das Schicksal, ebensowenig sentimental.

Tkaczyks Dichtung war wie diese Persönlichkeit selber: sinnhaft im Schmerz wie im Genuß. Dieser schwere Mann mit dem leichtfüßigen Geist vermochte es immer wieder, sich über die Qualen seines Leibes zu erheben, indem er sie in sarkastische Verse zwang. Mühsal, Kämpfe, Erkenntnisse seines Lebens sind seinen Gedichten abzulesen, die mitunter wie gereimte Blätter einer Chronik wirken, der Chronik eines Arbeiterlebens, unfeierlich, ohne Schmus mitgeteilt. Er war allem feierlichen abhold, und als ihm unser Staat, unsere Gesellschaft in Würdigung seiner Poesie den *Johannes-R.-Becher-Preis* verlieh, hat er sich selber ein Spottgedicht geschrieben, vielleicht nur, um seiner Rührung Herr zu werden. Denn er war ein empfindsamer Mensch, den Liebe und Freundschaft ebenso beglückten, wie ihn Unrecht und Mißachtung, auch gegenüber anderen, niederschmettern konnten.

Ich versuche mir sogar vorzustellen, wie er seine eigene Totenfeier mit skurrilen Versen bedacht hätte, nur um dem Pathos jeglicher Feierlichkeit zu entfliehen. Aber nun muß er es sich doch gefallen lassen.

„Begrabt ihn ohne Lügen“, hat Heinz Kahlau einst dem alten Maurer nachgerufen. Das sollte uns auch für Wilhelm Tkaczyk gelten, der ein Arbeiter war, ein ehrlicher dazu bis an sein Lebensende.

Er stammte aus Oberschlesien, unehelicher Sohn eines Dienstmädchens, als halbes Kind schon in den Arbeits- und Ausbeutungsprozeß dieses Industriebezirks gestoßen. Als er neunzehnjährig Mitglied der Kommunistischen Partei wurde, hatte der gescheite, begabte, kritische Arbeiterjunge bereits in erstaunlich formsicheren Versen Not und Empörung eines herumgestoßenen, schamlos ausgebeuteten Proletarierjungen, aber auch seine Lebensfreude und seine Genußfähigkeit in die Welt gebracht. Er veröffentlichte in der sozialdemokratischen und in der kommunistischen Presse. Er wurde Mitglied des heute schon legendären *Bundes proletarisch-revolutionärer Schriftsteller*, und Johannes R. Becher brachte sein erstes Gedichtbändchen *Fabriken - Gruben* heraus. Als die Faschisten an die Macht kamen, war er ihnen bereits ein Dorn im Auge; sie verhafteten ihn, ließen ihn aber wieder frei in der Hoffnung, sie könnten ihn „umdrehen“, wie es ihnen mit einigen sozialdemokratischen Dichtern gelungen war.

Wilhelm Tkaczyk blieb sich selber und seiner Überzeugung treu. Er war ein Gelegenheitschreiber aus Leidenschaft, der die Gelegenheit nicht suchte, aber mit scharfem Blick für die Wirklichkeit und ihre Zusammenhänge fand.

Zweimal im Leben verlor er alle seine Manuskripte: 1933 und 1945. Er hat darüber selber gesagt:

Noah soll die Sintflut immerhin in einer selbstgebauten Arche überstanden haben. Ich kam nach jeder Sintflut splinternackt ans Land.

Er hat jedesmal von vorn begonnen, mit der schöpferischen Potenz seiner Klasse neu die Welt gebaut und mit seinen Versen zum Blühen gebracht.

Als wir ihm zum ersten Mal begegneten, lernten wir ihn nicht als Dichter kennen, sondern als Bibliothekar des Kulturbundes damals in der Jägerstraße und in dieser Eigenschaft als Gastgeber für unsere ersten literarischen Veranstaltungen. Und es ist charakteristisch für ihn wie für unsere gesellschaftliche Situation, daß mit der Auferstehung seiner poetischen Persönlichkeit auch der Nachdichter geweckt wurde, der uns

dann im Laufe der Jahre viele wertvolle Gedichte aus slawischen Sprachen in unsere Sprache übertragen hat. Auf eine stille Art war er gesellig, aber er schien immer die Öffentlichkeit zu scheuen oder das, was wir Öffentlichkeit nennen, Publizität, Tagesaktualität. Dabei ist gerade seine Poesie voller Alltag, eine poetische Ehrenrettung des Alltäglichen von der Firma Deichsel bis zum lärmdurchtobten Berliner Hinterhof, bis zum Sanatorium Ordshonikidse im Kaukasus.

Und obwohl er zurückgezogen gelebt hat, haben wir ihn alle gekannt, auch und gerade die jungen Poeten, und ich weiß, daß sie ihn mochten, wie man einen Großvater mag, dessen Verhältnis zu den Enkeln nicht von pädagogischen Zwängen belastet ist und der mit Vergnügen sieht, daß auch ihre Sinne intakt sind für dieses schöne und sündige Leben.

Er hat es verlassen. Von seiner Hinterlassenschaft wissen wir, daß es Fragmente einer Autobiographie sein sollen, Bruchstücke eines wichtigen Lebens. Aber wie das Leben unendlich ist, so ist unser einzelnes Dasein fragmentarisch, und wir wollen dankbar sein, wenn seine einzelnen Teile zueinanderstimmen.

Wilhelm Tkaczyk hat von uns Abschied genommen, und ich glaube, daß er uns in seiner Menschenfreundlichkeit ein paar Gedanken hinterlassen hat, die für uns wichtig sind.

Günther Deicke, neue deutsche literatur, Heft 3, März 1983